Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Bagatelle
Autor: Geering, Martha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573146

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

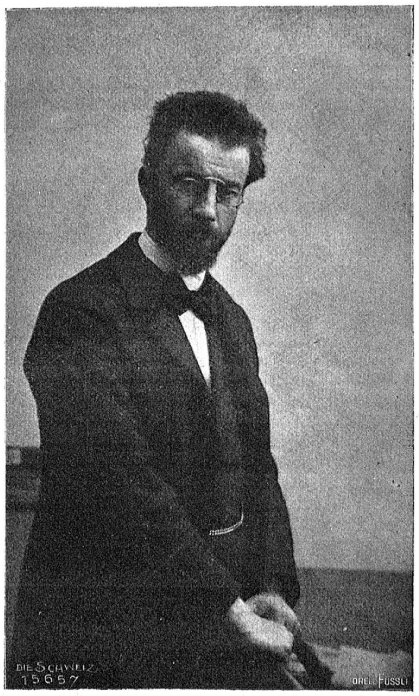
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Adolf Thomann.

Mit Bildnis und elf Reproduktionen. Nachdruck verboten.

Der Künstler, dessen Bekanntschaft eine Anzahl von Reproduktionen dieser Nummer vermittelt, ist ein Zürcher von Geburt. Am 12. März 1874 wurde er in Zürich geboren. Seine ersten Studien auf dem Gebiete künstlerischer Tätigkeit machte er am Technikum zu Winterthur. Dann kam er an die Akademie in Karlsruhe, wo Robert Poetzelberger, ein feinsinniger Künstler, sein Lehrer war. Den Haupteinfluß aber auf die Entwicklung Thomanns gewann in München, wohin er als Akademieschüler gezogen war, Heinrich Zügel, der ausgezeichnete Tiermaler, in dessen Kunst sich die meisterhafte, großzügige Wiedergabe der Tiere verbindet mit dem feinsten Sinn für die Schilderung der Landschaft in ihren abwechselnden Licht- und Luftstimmungen. Ein kurzer Aufenthalt in Paris bot Thomann Gelegenheit zu verschiedenen Studien und Bildern; eine Probe dieser Arbeiten finden wir unter den Abbildungen: derbe Gäule, die einen Karren ziehen, dessen Inhalt wohl in das Lastschiff verladen wird. In München hat Thomann seinen Wohnsitz aufgeschlagen; von dort führt ihn der Sommer aufs Land oder ins Gebirge, zu den bayrischen Bauern, in die Elbemarsch zu den großen Pferdezüchtern, in die schweizerische Heimat zu den Sennen. Namentlich im Kanton Freiburg holt sich der Maler gern die Vorwürfe für seine Studien und Bilder. Auch Italien hat sich Thomann einmal zum Reiseziel gewählt. Ueberall geht er den Tieren nach, dabei immer darauf bedacht, die Tiere in ihrer landschaftlichen Umgebung wie in ihrem Zusammenhang mit den Menschen, die sich mit ihnen abgeben, zu studieren. Welch respektables Können sich der Maler auch in der Wiedergabe des Figürlichen erworben hat, belegen mehrere der hier vorgeführten Bilder und Federzeichnungen, welch letztere überdies Thomann von der Seite des Humoristen kennen lehren. Neben seiner Malerei hat sich der Künstler auch der Technik der Lithographie und des Holzschnittes bemächtigt, Techniken, die seinem Streben nach einfacher, das Wesentliche herausarbeitender, dekorativer Wirkung von vornherein sympathisch sein mußten. Von diesen Holzschnitten können wir zwei charakteristische, markige Proben hier vorlegen.

Was auf den ersten Blick bei den Arbeiten Adolf Thomanns sich kundgibt, das ist sein tiefer Respekt vor der Naturwahrheit. Man sieht sofort, daß in allem, was er schafft, das ehrlichste, sorgfältigste Studium steckt, daß ihm die pietätvolle Treue dem darzustellenden Objekt gegenüber als erste künstlerische Pflicht erscheint. Ein gesunder Wirklichkeitssinn lebt in seinen Schöpfungen. Dazu kommt, als kostbarste Lehre Zügels, der durchgehende ernste Wille, die Tiere, auf denen der Schwerpunkt der künstlerischen Arbeit Thomanns liegt — wenigstens bis heute — aufs engste und festeste mit ihrer Umwelt, in der sie sich bewegen, zu verbinden, Tier und Natur zu einer untrennbaren Einheit zu gestalten. Man sehe sich daraufhin die Reproduktionen an. Nirgends erhält man den Eindruck, daß die Tiere — seien es nun die Rinder auf der Weide oder die Pferde beim Eggen oder beim Ziehen des Wagens — mit ihren menschlichen Begleitern einfach als Objekte für sich in die Bildfläche hineingesetzt seien; man empfängt vielmehr die angenehme Ueberzeugung, daß Tier und Landschaft zusammen gesehen sind und in klarer Wechselwirkung zueinander stehen, das Tier mit seiner Umgebung gleichsam fest verwachsen ist. Das verleiht den Arbeiten Thomanns das kraftvoll Bodenwüchsige, die schöne Natürlichkeit.



Adolf Thomann.

Die farbige Wiedergabe einer Tempera-Skizze des Künstlers mag zeigen, wie breit und sicher er die Farbe hinsetzt, wie er auf flächige Wirkung ausgeht, wie er Hell und Dunkel geschickt gegeneinander abzuwägen weiß, wie wichtig ihm die Tonfeinheit ist. Auch die beiden farblos gegebenen Alpbilder mit den Rindern verraten in ihren wohlberechneten Kontrasten von Hell und Dunkel den delikaten Farbensinn des Malers. Man denke sich diese zwei trefflichen Bilder noch überflutet von Sonnengold, das auf dem Grün der Weide, den Fellen der Tiere liegt und spielt und alles zu einem warmen Gesamtton zusammenbindet — dann wird man begreifen, daß Thomann gerade nach der Seite des feinen Empfindens für Tonschönheit unter unsern Tiermalern eine ausgezeichnete Stelle einnimmt.

Was Adolf Thomann bis jetzt geschaffen hat, berechtigt uns vollauf zu den reichsten Hoffnungen für die Zukunft des Künstlers, der mit ernster Begeisterung für seine Kunst und sicherer Formenkenntnis die Qualitäten eines echten, feinen Malers verbindet.

H. T.

Bagatelle

Nachdruck verboten.

Skizze von Martha Geering, Basel.

Das war ein freundlich Bauernhaus, das da mitten in der glänzenden langgrasigen Wiese stand, von den fettlaubigen Obstbäumen halb überschattet.

Aus dem großen Zimmer des Erdgeschosses erklang eine klare Frauenstimme, und dann erschien eine rundliche Frauengestalt am Fenster. Helle braune Augen spähten durch das windbewegte Laub, in dem tausend Sonnenfleckchen funkelten und verschwanden und wieder funkelten, auf dem leicht ergrauten Frauenhaar ihr mutwillig Hüpfen weitertreibend.

Ein heller Pfiff erscholl hinter den Bäumen, und „Guten Abend, mein Sohn Marius!“ rief die freundliche Frau. Durch das Laub blitzte ein rotes Band, schimmerte eine Welle lichtbraunes Haar, und dann stand Ria vor dem Fenster, beförderte nacheinander ein Buch, einen linken Handschuh und noch einmal einen linken etwas hellern, eine offene Düte mit Obst, über deren Rand sich die weiche rosige Wange eines Pfirsichs rundete, und einen Strauß Rosen auf den Sims und nach kurzem Zerren an den Stacheln, die sich in das durchsichtige Kleid geheftet hatten, zwei zierliche Brombeerranken in die Hand der Mutter.

„Für dich!“ sagte sie zu der Frau, die eben mit der freien Linken nach der Obstdüte griff, die sich langsam neigte und beinahe die duftende Masse ihres Inhalts auf das feine Haupt der Untenstehenden ergossen hätte.

„Denk' dir, Hed kommt schon heute abend!“ sagte Ria und zog eine verknitterte Postkarte aus dem Verschluß ihres Kleides. „Und sie hätte mir viel zu erzählen. Sie komme mit dem Neunuhr-Schiff und könne nur bis übermorgen bleiben. Ach, in einer Woche hat's ja überhaupt ein Ende!“

Ja, dann muß Ria Hauser wieder ins Pensionat und ihre

Mutter in die Stadtwohnung, und die Schwester holt der junge Schwager ab, von dem Ria das übelbeleumdete Pfeifen gelernt hat.

Um neun Uhr stehen Ria und die Schwester am Hafen und sehen, wie die Sterne heller und heller über den dunkeln Bergen erstrahlen und wie drunten im See mit jeder Welle eine Flut von Licht auf- und niederrinnt. In der Tiefe ist immer ein heimliches Plätschern, bis das schwere Dampfschiff heranrauscht und mit seinem „Platz da!" ein ganzes Heer von Wellenrossen und Schaumreiterlein donnernd in die Flucht jagt, daß sie sich überstürzen und überrennen, bis jedes wieder sein Plätzlein im weiten Wasserfeld und seine Ruhe gefunden hat.

Dann hält das Dampfschiff, und „Da ist sie!" sagt Ria. „O, und sie hat einen Panamahut, grad wie ich ihn mir schon so lange wünsche!"

Da ist Hed. Sie hat eine gräßliche, lange, langweilige Reise hinter sich und ist so froh, daß sie endlich, endlich da ist, und drückt Ria die Hand im Dunkel und sagt, sie hätten sich so lange, lange nicht gesehen. „Sechs Wochen und drei Tage!" rechnet Ria aus. „Aber Schirm und Hutschachtel trag' ich!"

Unter der Haustür steht Frau Hauser mit der Lampe, und die sieht wie ein dunstiger, trüber, roter Punkt aus in dem sanften geheimnisvollen Licht- und Schattenspiel des Mondes und der Berge. Aber Hed geht schneller und schneller auf den roten Punkt zu, bis sie ihre kleine, weiche Hand in den schlanken Fingern der Dame hält und ihr sagen kann, wie froh sie ist, daß sie kommen darf, und wie sie es fast nicht hat erwarten können.

Im Eßzimmer droben ist es gemütlich und still und ein bißchen lampenschwül. Hed ißt sehr wenig und sehr langsam und sagt, sie sei müde. So dürfen „die Kinder" zu Bett.

Im kühlen Zimmer nach der Bergseite zu stehen die zwei ländlichen Betten zwischen den niedrigen Fenstern, durch die der reine Nachtwind und der volle leuchtende Mondschein hereinströmen.

„Brauchst du Licht?" fragt Ria.

„Nein."

„Dann ziehen wir uns im Mondschein aus .... Ist das nicht einfach wunderbar?" Sie stehen beide am Fenster und saugen das ganze Nachtwunder mit den jungen Blicken ein und wissen nicht was sagen.

Erst als Ria sich in die warmen Decken gewickelt hat und behaglich auf dem Rücken liegt, fragt sie: „Willst du mir nun erzählen, Hed? Oder bist du zu müde?"

„Ich kann doch noch lange nicht schlafen," sagt Hed und beginnt sich langsam mit dem Kamm durch das blonde, seidige Haar zu fahren. „Aber ich möchte lieber, du würdest erraten, was ich sagen will."

Ria legt sich auf die Seite, stützt den Ellbogen auf und beginnt bereitwillig: „Geht es in erster Linie dich an?"

„Ja."

„Dich? Ihr seid entdeckt worden beim Theaterspielen nachts?"

„Nein."

„Vielleicht etwas aus dem Pensionat?"

„Nein."

„Etwas von dem schönen Maler, der im Museum kopiert?"

„Nein."

„Also nichts Wichtiges?"

„Doch."

„Sehr Wichtiges?"

„Ja. Ria, errat' es doch!"

„Wie soll ich wissen, was du bei deiner Tante in den Sommerferien getan hast?"

„Man tut es nicht nur bei meiner Tante."

„Wo denn noch?"

„Ueberall. Jetzt könntest du's erraten!"

„Du hast also etwas sehr Wichtiges getan, das man überall tut?"

„Nein, nein. Es ist mir gemacht worden. Aber du kannst ja nicht erraten von wem!"

Jetzt schnellt Ria auf und lacht ungläubig:

„Ein Antrag?"

„Ja."

„Dir, Hed? Aber du nimmst ihn doch nicht an?"

„Ich weiß es nicht."

Ria ist betreten. „Kannst du mir's erzählen?"

Hed sieht auf die andere Seite, zum Fenster hinaus, als erzähle sie's dem Mond, der eben durch einen Wolkenschleier wandelt.

„Wir wohnten die letzten zwei Wochen im Hotel. Er saß weit weg von mir an der Table d'hôte, aber hat mich viel angeschaut. Er hat schwarze Augen. Er ist ein Italiener. Er verbesserte mich, wenn ich mit ihm italienisch sprach, und immer auf so feine Weise. Manchmal schrieben wir beide Briefe im Lesesalon. Dort hat mich jemand im geheimen abgezeichnet, und nachher hatte er das Bild. Er sagte, wenn es mir unangenehm sei, werde er mir's wieder geben. Dann war ein kleiner Ball. Er tanzte gar nicht. Als ich einmal keinen Tänzer hatte, kam er und führte mich auf die Terrasse ..."

„War es dann?" flüsterte Ria.

„Am nächsten Tag, vorgestern, gingen wir alle spazieren. Und dann, in einem Wäldchen, waren wir allein, den andern voraus, dann ..."

Hed bewegte sich und seufzte und drückte den Kopf in die Kissen.

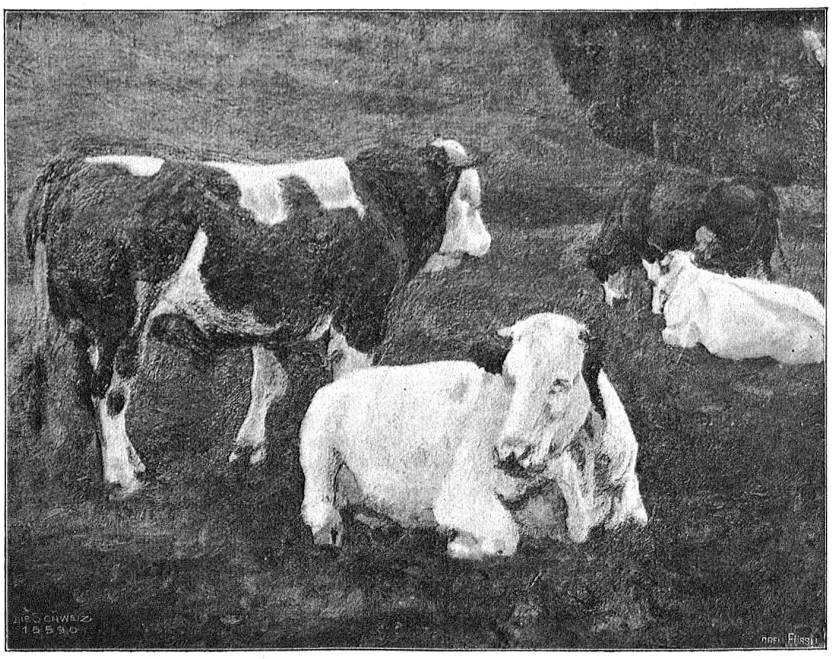
„Und liebst du ihn?" fragte Ria sehr leise.

„Ich weiß ja nicht." Das letzte Wort brach laut in einem Schluchzen ab. Hed lag in den Decken zusammengekrümmt; das blonde Haar fiel ihr übers Gesicht, und mit beiden Händen umklammerte sie krampfhaft das Ende des Kopfkissens.

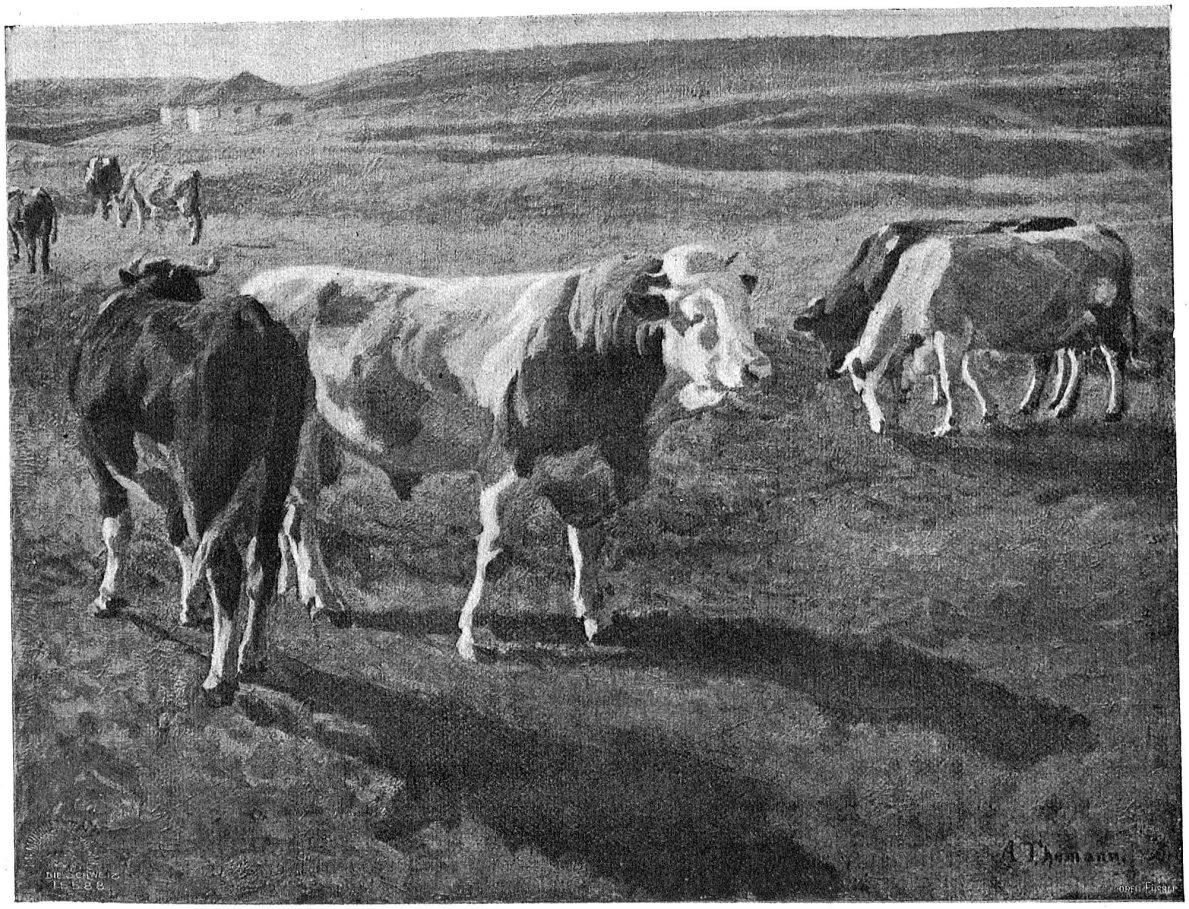
Als Ria das gewahrte, kehrte sie sich auf die andere Seite und blickte zum Fenster hinaus. Aber sie sah nichts von dem Mondfrieden draußen, sondern hörte nur immer nach den Geräuschen, die vom andern Lager kamen, dem Krachen und Stöhnen der Bettstatt, dem unterdrückten Schluchzen und dem Rascheln der Decken, unter denen sich der zuckende Körper hin- und herschob.

„Er sprach mir von einem Freund, der sich seiner Frau schäme, und er sagte, auf mich würde er stolz sein!"

„Wie schön!" flüsterte es vom andern Lager.



Alp. Nach dem Gemälde von Adolf Thomann, Zürich-München.



Freiburger Alp. Nach dem Gemälde von Adolf Thomann, Zürich-München.

„Er ist katholisch. Papa wird es nicht wollen. Uebermorgen muß ich's ihm sagen..." Und wieder schluchzte sie auf.

„Er weiß noch nicht . . .?"

„Niemand weiß es, niemand, nur du!"

Rias Augen blickten einen Augenblick erschrocken; dann kam ein Strahl von ernster Güte darein, daß sie denen ihrer Mutter glichen. Sie drehte den Kopf und sagte gedämpft und fest: „Kannst du mir nun von ihm erzählen? Wie er aussieht, wie er heißt, was er ist?"

Hed begann, zuerst stockend, noch von Schluchzen unterbrochen, von seinen lebhaften Augen, seinem weichen Mund zu erzählen, dann ruhiger von seinem Beruf — er sei Chemiker — von seinen Liebhabereien, seiner Familie, die reich sei und sich mehrmals mit adligem Blut vermischt habe; zögernd kam sein Name über ihre Lippen, endlich lachte es fast ein wenig in ihrer Stimme, als sie sagte: „Carlo kennt dich auch schon. Ich zeigte ihm deine Photographie. Er weiß, daß ich dir heut alles erzähle . . ."

Sie plauderten noch eine Weile; aber Heds Stimme klang müde, und Ria drückte ihr über den Bettrand hin die Hand und sagte: „Du mußt nun von ihm träumen."

„Wie gut, daß du's jetzt weißt! Gute Nacht!"

Schon liegt Hed ganz still und ruhig und merkt nicht, daß der Nachtwind ein Tränlein trocknet, das ihr noch auf der Wange steht, und die heiße Stirn streichelt und fächelt, bis sie so kühl und weiß und glatt ist wie damals, als Carlos blitzendes Auge zum ersten Mal darauf brannte.

Ria sitzt noch wach, den Kopf in beide Hände und die Ellbogen auf die Knie gestützt. Es will etwas nicht zusammenstimmen ihn ihr; es kam ein Ton von außen, der da drinnen kein Echo findet. Sie huscht noch einmal ans Fenster und kniet vor die niedrige Brüstung.

Die Nacht ist jetzt noch viel schöner. Schon dunsten alle die frischen Kräuter ihren würzigen Duft aus, und vom Bergwald strömt die Tannenluft heran. Der letzte Dämmer des Sommertags ist erloschen; die Nacht hat ganz gesiegt. Der Mond erleuchtet blaß und geheimnisvoll die Welt. Die Herdenglocken tönen in die Einsamkeit. Da ist der ganze strahlende Friede der Nacht. Ist es wahr, daß es Stürme gibt und Leidenschaften? Und was für ein Zwiespalt ist in Ria selbst? Warum ist sie nicht nur ein mitfeierndes, mitschweigendes Atom in dem schwebenden All?

Mit der unausgedachten, ungelösten Frage im Herzen schläft Ria gegen Mitternacht ein.

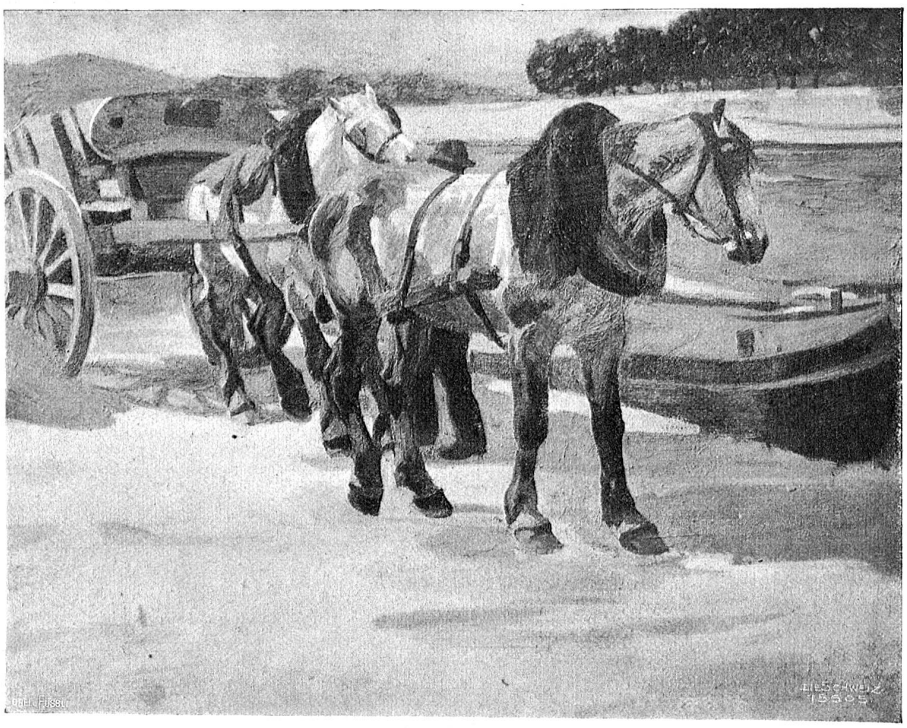
* * *

Die zwei Tage des Beisammenseins sind schnell vorüber. Man hat am See gesessen, ist spazieren gegangen, ist Boot gefahren und hat immer nur von dem Einen, Neuen, Unbegreiflichen gesprochen. Hed hat manchmal ein wenig Heimweh gehabt und feuchte Augen. Dann hat Ria gesagt: „Du liebst ihn eben wirklich!" Und Hed weiß jetzt, daß sie ihn liebt.

Am Essen gibt Hed zerstreute Antworten, und ganz zufällig kommt man oft auf Italienisch, Italien, Italiener zu sprechen. Auch sagt Hed, man werde sich künftighin in der Chemiestunde mehr Mühe geben müssen. „Solang es überhaupt noch währt," setzt Ria hinzu und fügt dann schnell bei: „Bis zum Frühjahr ist es ja nicht mehr lang!" — obwohl es erst August ist. Im Frühjahr sollen die beiden als fertige junge Damen das bildungvermittelnde Institut verlassen.

Wie Hed fort ist, darf Ria der Mutter das Geheimnis mitteilen. Aber die weiß es in der Hauptsache schon. „Mami, du bist unberechenbar!" sagt die Tochter.

Nach vier Tagen kommt ein Brief von Hed.



Pariser Karrenpferde. Nach dem Gemälde von Adolf Thomann, Zürich-München, im Besitz der Schweiz. Eidgenossenschaft, deponiert im Musée Rath zu Genf.

Liebste Ria!

Wenn du wüßtest, was in den drei Tagen alles vorgegangen ist! Gleich am ersten Abend sagte ich es alles. Vater war so erstaunt und so betroffen! Ich bin doch auch seine Einzige! Aber ich habe ihm alles Gute gesagt, was ich von C. weiß, daß er nie zudringlich zu mir war und auch wie tüchtig er in seinem Fach sein muß. Vater hatte so viele Bedenken, die mir nie eingefallen sind. Er wollte ihn aber doch einmal sehen. Gestern abend ist er hier angekommen. Heute morgen war er da. Er war so höflich und fein. Ich glaube, er muß auf Vater einen guten Eindruck gemacht haben; doch Vater sagt eben nie viel. Er bleibt noch ein paar Tage hier; dann geht er seine Eltern vorzubereiten. Weißt du, er sagt, er werde Schwierigkeiten haben, weil ich Protestantin sei. Seine Mutter sei bigott. Bei meinem Vater, der freier denkt, wird es sich schon eher machen.

Ich komme wieder ins Pensionat. Vater will es so. Bin froh, daß du da sein wirst! Ich bringe sein Bild — nur eine Amateur.

Adieu! C. hat auch nach dir gefragt. Uebermorgen auf Wiedersehen mit deiner Hed.

* * *

Bald war das Uebermorgen da, und die beiden saßen wieder zusammen auf der hintersten Bank im fliegendurchsummten Schulzimmer des Pensionats.

Hed schaute nach dem Fenster, wo über die dicken Milchscheiben doch noch ein freundlicher Apfelbaum mit den äußersten Spitzen der Zweige in das ewige Braun und die ewige Schwüle des Zimmers hineinnickte. Sie sah über die braunen Bänke und die braunen Pulte, über die Milchscheiben und den Apfelzweig hinweg zu dem kleinen Stückchen blauen Himmels, das in der Fensterecke noch sichtbar ward und über das zwei winzige Wölklein einander entgegenflogen. Das eine kam von Süden, das andere von Norden. Die Winde mußten dort oben im Aufruhr sein.

„Fräulein Hedwig Schwartz, bitte weiterlesen!"

Hed senkte rasch den Kopf, die Stirne zog sich zusammen, die Augen suchten einen nahen Gegenstand zu erfassen. Da lag vor ihr ein offenes Buch; auch ein Satz klang ihr noch in den Ohren, den eine schrille Sopranstimme gelesen hatte, eben als die zwei Wölkchen sich in eines verschmelzen wollten. Aber wo konnte der Satz sein?

Da streckte sich ein rosiger Finger, dem vorn ein schwarzes Tintenfleckchen aufsaß, auf ihr Buch, und man flüsterte hastig: „Lesen: Die Sagen des Altertums . . ."

Hed las, und als sie fertig war, raunte sie Ria ein leises „Danke!" zu und befühlte ihre Tasche, ob da noch das steife Papier knittere, der Brief, den ihr der Vater in einem zweiten Umschlag, mit der charakteristischen Gelehrtenhandschrift überschrieben, nachgesandt hatte.

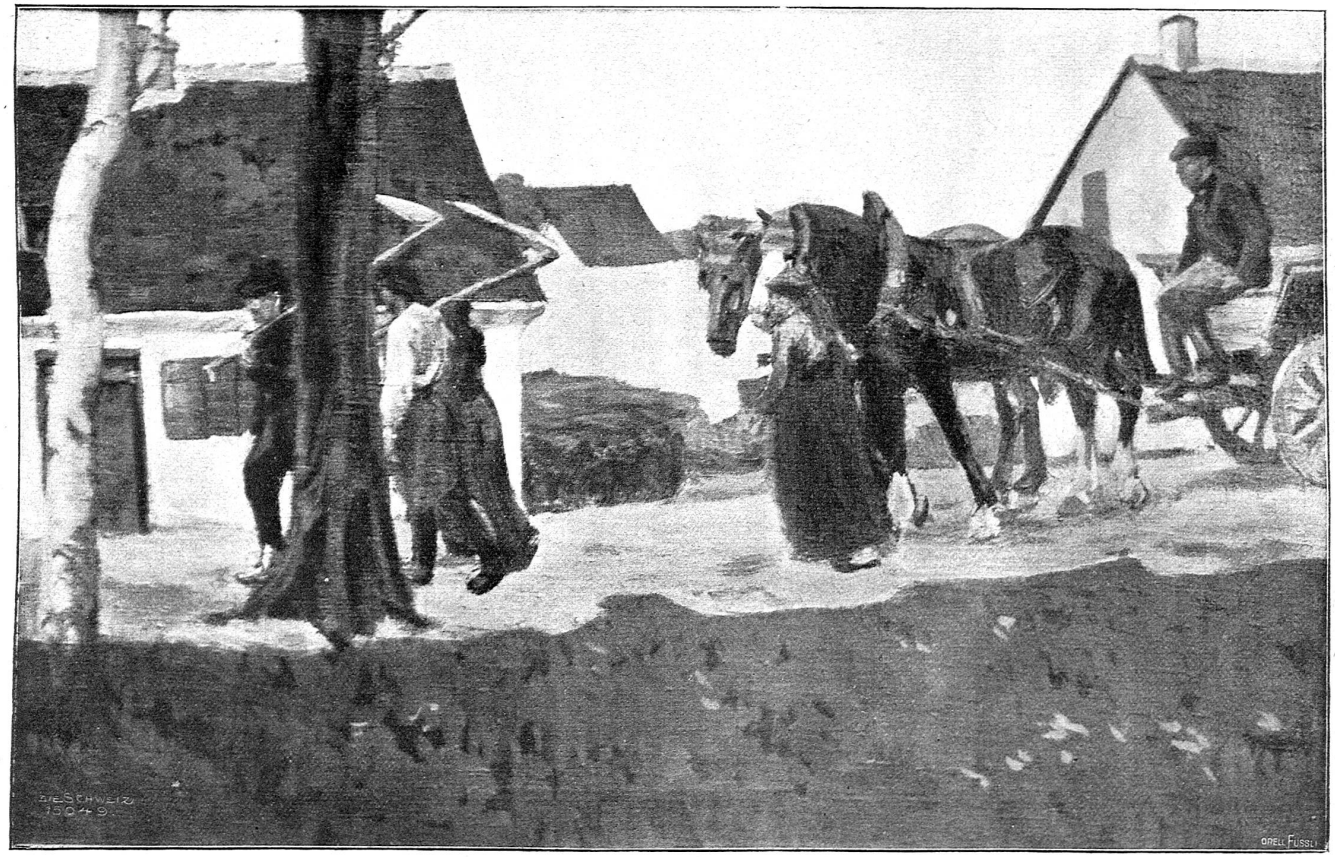
Von einer ersten Aussprache mit den Eltern stand darin und dem Widerspruch, den Carlos Pläne hervorgerufen hatten. Aber das Ziel müsse erreicht werden. Hed dürfe den Mut nicht verlieren und nur ja sich nicht betrüben und nicht weinen.

Und dann auf einem andern Bogen, als habe der schmutzige, klumpige Bodensatz nichts zu tun mit dem edeln Schaum der Gefühle, stand die Frage nach der Summe, die Heds Erbe von der verstorbenen Mutter ausmache.

In der nächsten Nacht, spät, als die schnellbrennenden, flackernden Kerzen der Pensionärinnen verlöscht waren, als die grünschirmige Lampe, die gewichtig und grüblerisch auf des Pensionsoberhauptes Schreibtisch sah, ihr nachtwachendes Auge geschlossen hatte, da flammte im kleinen Giebelzimmer des ersten Stocks noch eines der kurzzüngigen Pensionärinnenkerzchen auf. Das leuchtete einem wachsamen Mädchenauge, das die Schriftzüge verfolgte, die eine kleine Hand auf goldgeändertes Papier malte, bis sie endlich müde die Feder niederlegte und der blasse Mädchenkopf und die aufgestützten Arme auf den Tisch niedersanken, daß das steife Papier bei dem Druck der lebendigen Last leise knisterte. Das Licht zuckte auf. Es hatte keine Nahrung mehr und rang doch nach Leben. Es warf noch einen gellen Schein über die Wand hinunter, wo die Uhr die frühe Morgenstunde zeigte, über das blonde Haar, unter dem sich die Form der mädchendünnen Arme abzeichnete, und über ein weißes Blatt, wo ganz allein für sich drei kurze Linien von Männerhand standen. Dann verlöschte das Licht.

Bei dem einen Briefe blieb es. Hed durfte nach des Vaters Befehl nicht nochmals schreiben, bevor eine Antwort an ihn oder sie eingelaufen wäre. Und das konnte nicht vor drei Tagen sein. Also fünfzehnmal mußte der Briefbote kommen, bevor man nur wagen durfte zu hoffen! Aber wer kann sich das Hoffen verbieten! Am ersten Tag hoffte Hed auf einen Zufall, der so bald einen zweiten Brief veranlassen würde, am zweiten Tage baute sie darauf — und was für ein schimmerndes Gebäude von sonnigen Träumen und Vorstellungen — am dritten stieß sie Ria an, wenn der Briefbote klingelte, und als am vierten nichts für sie da war, mußte sie lange an die grauen Milchscheiben schauen, um ungesehen ein Tränlein hinunterzuzwinkern. Zwanzigmal war nun der Briefbote gekommen, und dann gar schon dreißigmal! Hed mochte Ria nicht mehr ansehen, wenn die Briefe ausgeteilt wurden. Fünfzigmal. Fünfzigmal! Nicht mehr zählen! Und doch zählte Hed weiter. Jedesmal mit unbändigem Klopfen des Herzens, bis sie einen Schmerz in der Herzgegend spürte und glaubte, es sei dieser, der sie nachts wach halte.

Als es nun in die Sechzig und Siebzig ging, hörte Hed auf, ihr Haar zu wellen, sodaß es sich dünn und glatt um den



Bayrische Dorfstraße.
Nach dem Gemälde von Adolf Thomann, Zürich-München.

Kopf schmiegte. Sie zog ihre Ringe nicht mehr an und band keinen Schleier um, wenn sie ausging. Sie hatte jetzt keine Zeit dazu. Sie mußte nach ihrer linken Seite fühlen, wie der Schmerz da wuchs, sie mußte nach dem Briefboten hören und zählen, ob sie sich nicht verrechnet hatte.

Als der Bote zum hundertsten Male kam seit jener Nacht, brachte er einen Brief vom Vater, den Ria nicht lesen durfte. Hed nahm sie nur heftig am Arm, blickte sie mit wilden Augen an und sagte: „Er ist grausam! Mein Vater ist grausam! Das ist Carlo nicht, was mein Vater schreibt! Ich habe ihn gekannt, ich habe ihn geliebt, ich weiß, wie er ist. Ich weiß, daß es ihn schmerzen wird, wenn Vater ihm sein Wort zurückgibt. O Gott, vielleicht ist er krank!"

Um diese Zeit schrieb das Oberhaupt an Professor Schwartz, daß Fräulein Hedwig seit den Sommerferien ungewöhnlich bleich und mager aussehe und fast nicht zum Essen zu bringen sei und daß es vielleicht wünschbar wäre, den Arzt zu konsultieren.

Zwei Tage darauf erschien der Professor selbst und holte seine Tochter zu einer „kleinen Vergnügungstour nach Paris" ab.

* * *

Erst nach den Herbstferien sahen sich Hed und Ria wieder. Es war ein rechter Herbstregentag, wo alles tropfte, die Bäume, die Schirme, die Dächer, die Hunde auf der Straße und die Telegraphendrähte.

Ueber den nassen schimmernden Kies segelte Ria im unförmlichen Regenmantel und in den Gummischuhen, die ihr zu groß waren, auf die Tür des Pensionats zu. Da gewahrte sie hinter der Glasscheibe Heds Gesicht. So schnell es in den Gummischiffen ging, steuerte sie auf das Portal los. Sie riß die schwere Tür auf, die sie als Kind nie hatte öffnen können, und stand bei Hed und gab ihr die Hand. Einen Augenblick sagten sie nichts, und dann: „Bist du schon lange da? Mit welchem Zug kamst du denn? Das ist eine Nässe!"

Erst später fragte Ria: „Wie war's denn in Paris?" Und Hed: „Trüb. Es regnete immer, und wenn es nicht regnete, so war's doch grau." — „Aber du warst in den Theatern?" — „O ja." — „War das nicht schön?" — „O doch, schon." — „Aber im ganzen gefiel dir's nicht?" — „O nein."

Sie standen in ihrem gemeinsamen Zimmer und sahen in den reichen rauschenden Regen hinaus.

„Weißt du," sagte Hed, „er konnte ja nicht anders! Wenn seine Eltern ihn enterben wollten, so konnten wir aus dem Meinen und seinem Einkommen nicht so leben, wie es für ihn standesgemäß war."

Ria wollte rasch etwas erwidern; aber sie schloß den Mund, als sie Hed ins Gesicht sah.

Diese folgte mit den großen Augen einem Wassertropfen, der über ein gelbes Blatt des freundlichen Apfelbaumes herunterrann, einen Augenblick an seiner Spitze schwebte, dann auf einen Grashalm fiel, an diesem hinunterfloß und drauf verschwand. Hätte den Tropfen nicht die Schwere zur Erde gerissen, er wäre im Licht geblieben, nur, um den Glanz jener Augen in jenem Augenblick zu spiegeln.

Von drunten erscholl eine Glocke. „Komm," sagte Ria und faßte Hed an der Hand; „komm, es läutet zur Arbeit!"

Das Selterfräulein.

Nachdruck verboten.

Humoreske von Lars Dilling, übersetzt von Wilhelm Thal, Berlin.

I.

Sie gehören zu den Sehenswürdigkeiten von Kopenhagen, die kleinen Eispavillons. Auswendig sind sie gelb und inwendig hochrot mit einer Blumenvase auf jeder Seite und einer Mamsell in der Mitte, einer reizenden kleinen Vestalin, die gegen ein Salär von vierzig Kronen monatlich und freies Selterwasser mit Himbeer sich verpflichtet hat, in der Sommerszeit einen tugendhaften Lebenswandel zu führen und Kopenhagens durstigen Seelen Eiswasser zu verschänken.

Es war ein heißer Tag.

Die Julisonne beleckt mit ihrer Feuerzunge die Häuserwände, während ein glühender Wind einem unglücklichen Handelsbeflissenen, der sich in die menschenleere Stadt verirrt hat, oder einem Kindermädchen, das sich noch fauler als gewöhnlich vorwärtsschleppt und mit seinem müden Blick nach einem verliebten Jäger ausspäht, den Staub in die Augen treibt. Aber selbst die Jäger haben die Stadt verlassen. Sie liegen auf dem Exerzierplatz, um zu lernen, wie es im Kriege zugeht.

In der Nähe eines der erwähnten Pavillons saß ein junger Mann im Schatten einiger Bäume auf einer Bank.

Sein eleganter Anzug, sein Seidenhut, sein dünner Spazierstock und dito Knebelbart, alles deutete darauf hin, daß es zu einem der Glücklichen oder Unglücklichen gehörte, die an gewissen Tagen auf der strengen Wage der Wissenschaft gewogen werden, um unter die Zahl der Minerva-Söhne aufgenommen zu werden, im Falle sie dazu nicht zu leicht befunden wurden.

Seine Züge hatten den träumerischen Ausdruck und sein Gesicht das schlaffe Gepräge, das man bei jungen Männern findet, die an unglücklicher Liebe oder an Zahnschmerzen leiden.

Jetzt sah es indessen aus, als hätte er einen großen Entschluß gefaßt. Er erhob sich und ging mit festen Schritten zum Pavillon.

„Ich möchte gern . . ." stammelte er.

„Ein Glas Champagnerlimonade haben," ergänzte die Eismamsell lächelnd.

„Nein, ich danke; ich habe heute schon fünf getrunken."

„Was wünschen Sie denn?"

„Fräulein, betrachten Sie mein Gesicht, lesen Sie in meinen Augen und versuchen Sie, es zu erraten!"

„Ich hätte es schon längst erraten sollen," sagte sie und nahm ein Glas. „Sie wollen ein Glas Selter haben; Sie haben gewiß gestern gebummelt!"

„Sie spotten meiner nur. Nun gut, geben Sie mir ein Glas Eiswasser; ich kann ein bißchen kaltes Wasser im Blut wohl vertragen . . ."

Darauf leerte er das Glas und ging auf seinen Platz zurück, wo er mit gebeugtem Haupt in tiefe Gedanken versunken dasaß.

Plötzlich fühlte er einen Schlag auf der Schulter und sah auf. Ein junger Student mit schönem, aufgewecktem Gesicht stand neben ihm.

„Bist du's, Vetter Karl?"

„Ja, zu Diensten, teurer Cousin! Aber Gott bewahre mich, wie siehst du aus! Du hast wohl gestern zuviel getrunken, Albert?"

„Ja, sieben Glas Champagnerbrause, fünf Selter mit und vier ohne Himbeer und drei Glas Eiswasser!" sagte Albert mit schwermütigem Lächeln.

„Unglücklicher, du kannst dir ja die Cholera an den Hals trinken!"

„Ich will gar nichts; ich will sterben."

„Damit solltest du warten, bis du dein Examen gemacht hast. Du leidest vermutlich an unglücklicher Liebe; denn da will man immer sterben."

„Du hast richtig geraten!"

„Und deine Flamme?"

„Steht hier im Pavillon. Ist sie nicht reizend? Ihr Haar ist gelb und schimmernd wie Topasen, ihre Augen blau wie Saphir . . ."

„Ihre Nasenspitze ist rot wie der Rubin, und ihre Hände sind violett wie Amethyste," fuhr Karl pathetisch fort. „Du solltest sie in Gold fassen; dann nimmt sie sich bei Licht sehr gut aus."

„Ueberall stoße ich auf Spott. Auch sie lacht über meine Liebe."

„Das ist nur Verliebtheit, mein Freund! Das ist eine Kinderkrankheit. Ich habe sie in jungen Tagen auch gehabt."

„Herrgott, du bist doch nicht so alt, du bist doch erst vor zwei Jahren Student geworden!"

„Das ist gleich, ich kenne die Krankheit doch. Ich schwärmte